

# Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.-ö. Landesmuseum in Linz  
durch Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 1

Heft 1

Jänner-März 1947

## Inhalt

	Seite
Dr. Franz Pfeffer: Zum Beginn . . . . .	1
Martha Rhl: Adalbert Depiny. Ein Lebensbild . . . . .	2
Dr. Alfred Hoffmann: Osterreich und das Land ob der Enns . . . . .	15
Karl Braunschmid, Dr. Franz Juraschel, Dr. Franz Pfeffer: St. Leonhard bei Pucking . . . . .	38
Dr. H. J. Schmidt: Selbstzeugnisse im oberösterreichischen Schrifttum . . . . .	51
Herbert Jandaurel: Oberösterreichische Familiennamen um 1823 bis 1830 . . . . .	60
Dr. Hans Commenda: Die Solinger. Eine Landmusik im Brauchtum unseres Volkes . . . . .	71

### Bausteine zur Heimatkunde

Dr. Hans Commenda: Das Schützenmahl der Stachelschützen . . . . .	78
L. Weinberger: Zur Geschichte der Kartoffel in Oberösterreich . . . . .	80
F. Pfeffer: „Neue Welt“ und „Amerita“ in Oberösterreich . . . . .	82

### Heimatspflege

Hermann Mathie: Die Heimatbewegung im oberen Mühlviertel. Dem unermüdlchen Heimatsforscher Pfarrer Johann Sigl zum Gedenken . . . . .	84
Berichte . . . . .	87
Schrifttum . . . . .	94
Verzeichnis der oberösterreichischen Neuerscheinungen . . . . .	95

### Jährlich 4 Hefte

Zuschriften für die Schriftleitung (Beiträge, Besprechungstücke) an Dr. Franz Pfeffer,  
Linz a. D., Museumstraße 14

Zuschriften für die Verwaltung (Bezug) an die Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landes-  
regierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

Verlegt auf Grund der Genehmigung Nr. 192 des ISB

Verleger und Eigentümer: Verlag des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstr. 7

Herausgeber und Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer, Linz a. D., Museumstraße 14

Druck: Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

ül.

Schill

eingez.

## Selbstzeugnisse im oberösterreichischen Schrifttum

Von Dr. H. J. Schmidt (Linz)

Das eigene Erleben, das Nachwirken der phantasiebetonten Welt der Kindheit, das zumindest innerliche Teilnehmen am Erleben der Gemeinschaft, diese drei Hauptquellen des dichterischen Schaffens machen sich schon als vorkünstlerische Hervorbringungen geltend in Gestalt von Märchen und Sage, in Chroniken und Geschichtsdarstellungen, als Brieffsammlungen, Tagebücher und Selbstbiographien. Letztere Darstellungsform hat im Verlauf der Jahrhunderte da und dort zu jener höchstgesteigerten Schilderung eigener seelischer Vorgänge geführt, den „Bekanntnissen“, die von Augustinus bis Rousseau zu den kostbarsten Denkmälern der Menschheit gehören. Oberösterreich zeigt bei einer Betrachtung seines Schrifttums deutlich eine besondere Grundhaltung. Sie wird bestimmt durch die Schönheit seiner Natur, durch den freien Sinn seiner Alpenbewohner und selbstbewußten Bauern wie auch durch die Verbundenheit mit Sage und Mythos seiner Vorzeit. Aus diesen Voraussetzungen lassen sich alle seine Höchstleistungen ableiten, angefangen von den Gründungssagen seiner ältesten Stifte St. Florian, Mondsee, Kremsmünster, Lambach, die bis in spätrömische und frühmittelalterliche Zeit zurückzuführen sind, von den ersten innigen Tönen des Minnefanges, die gerade in Oberösterreich erklangen, von seinem Anteil am Nibelungenlied, von der ersten deutschen Dorfnovelle „Meier Helmbrecht“, von der Einführung der Sternkunde und Naturwissenschaft in das deutsche Geistesleben durch Johann von Smunden und Georg von Beuerbach, von der Schaffung einer reinen Landschaftskunst im Donaufstil auf oberösterreichischem Boden bis herauf zu dem Zauber der niedergeschriebenen Natur in den Werken Stifters und zu der gewaltigen Schöpfung — mitten in tintenklebsender Zeit — einer auf das klingende Wort abgestimmten Mundartdichtung durch Lindemahr und Stelzhamer.

Nachdem im vierzehnten Jahrhundert Probst E i n w i l von St. Florian zum ersten Mal eine zeitgenössische Lebensgeschichte geschrieben hatte, die der seltsamen, kulturgeschichtlich wie seelenkundlich gleich bemerkenswerten Klausnerin Wilbirg, anderseits etwa gleichzeitig ein Oberöreicher, Bertholt Preuhaven aus Steyr, Komtur des deutschen Ritterordens und Gründer der Stadt Tilsit, Anlaß zur Darstellung seines abenteuerlichen Lebens durch den gleichzeitigen P e t r u s v o n D u s b r u g und in Reimen durch N i c o l a u s v o n J e r o s c h i n gegeben hatte, setzt im fünfzehnten Jahrhundert die eigentliche Selbstdarstellung in Oberösterreich ein. Der älteste dieser Gruppe W o l f g a n g v o n S t e y r (1402 — 91) schildert im „Itinerarium“ die heimische Geschichte seiner Zeit. Sein Werk ist eine Fund-

grube für die Geschichte des verklingenden Mittelalters und besonders seine Darstellung der Belagerung der Kaiserburg durch die Wiener 1462 gilt als ein Muster geschichtlicher Treue. Diese Art der Chronikaufzeichnungen hat sich fast einzigartig bis auf die jüngste Zeit in Goisern erhalten, wo in vielen Häusern handschriftliche Wiederholungen einer sagenhaften Chronik vom Königreich Goisern und seinem Herrscher Goisram durch Zeit- und Familienereignisse weitergeführt wurden. Verfasser der Sagenchronik selbst ist Dr. Koloman M ü h l w a n g e r aus einem Geschlecht zu Smunden, der Pfarrer in Goisern war und noch ein zweites phantastisches Werk verfaßt hat. Eine fremde Hand hat Auszüge davon in ein Druckwerk der Bibliothek von St. Florian eingetragen, das dort nicht mehr auffindbar ist. Es handelt sich um die Chronik einer Reise nach Indien, die Mühlwanger im Auftrag des Papstes Coelestin V. (5. Juli bis 13. Dezember 1294 auf dem päpstlichen Thron) zum Besuch eines Priesters Johannes ausgeführt haben will und in höchst phantastischer Weise beschreibt.

Derjenige, der diese Aufzeichnungen Mühlwangers abgeschrieben hat, schloß daran seine eigenen Lebensaufzeichnungen, sie sind gleichfalls abenteuerlicher Art, doch zweifellos der Wirklichkeit entsprechend. Es ist Lorenz M i t t e r n a u e r, dessen zeitgeschichtliche und persönliche Aufzeichnungen die Zeit von 1484 bis 1523 umfassen. Es ist die äußerliche Bewegtheit seines Lebens, die Mitternauer zu seiner Selbstdarstellung veranlaßte. Er beginnt mit seiner Studentenzeit in Erlangen, geht dann auf die Wahl Maximilians I. in Frankfurt über, nimmt an dessen Ungarnfeldzug in Diensten des Klosters Gleink teil, kämpft bei der Eroberung von Stuhlweißenburg mit und erhält eine Verwundung durch einen Pfeilschuß bei der Belagerung der Ungarnschanze von Ernstshofen an der Enns. Sein Wanderleben führte ihn nach Passau, Innsbruck, Trier und in die Schweiz. In Wels war er Zeuge der letzten Stunde des Kaisers Max und es ist anzunehmen, daß er wenigstens zeitweise im Gefolge dieses ungewöhnlichen Mannes stand.

Der äußeren Form nach ähnlich sind die Aufzeichnungen des Burghauptmannes von Steyr K r o b a t v o n L a b a t h und des aus Grein gebürtigen Arztes Johann T i c h t e l. Tichtel wurde Professor und Dekan an der Wiener Universität und hat auf die Blätter mit dem Text seiner Vorlesungen an den Rand sorgfältige Eintragungen über sein Leben gemacht. Der größte Teil von ihnen betrifft allerdings seine täglichen Einnahmen und Ausgaben, doch darunter sind persönliche Schicksale und Zeitereignisse eingestreut, namentlich über die Belagerung und Befezung Wiens durch Matthias Corvinus. Tichtel war ein bedeutender Mann, gehörte zum Kreis der Wiener Humanisten und durfte sich einen Freund des großen Celtes nennen, mit dem er in Briefwechsel stand.

Haben Mitternauer und Tichtel ihre Lebensaufzeichnungen buchstäblich an den Rand geschrieben, so tat dies ihr Zeitgenosse Lienhard S c h i l l i n g aus Hallstatt (1474 — 1540) noch verstohlener. Er war zeitlebens als Schreiber und Buchmaler im Stift Mondsee tätig und hat gleichsam als kurze Stoßseufzer mitten in seine Abschriften persönliche Anmerkungen gemacht, teils über geschichtliche Er-

eignisse, teils über persönliche Erlebnisse wie den Besuch des Kaisers Max in Mondsee. Den Hauptinhalt seiner Notizen in den letzten Lebensjahren bilden seine grössten Erlebnisse mit dem Klostergeist Pollel, die zuletzt sein ganzes Denken beherrschten. Es scheint sich dabei um schizophrene Symptome bei dem bereits altersschwachen Schilling gehandelt zu haben. Am 11. Februar 1540 ist er in Mondsee gestorben.

Der Dichter und Gelehrte Johann Stabius († 1522), in Steyr gebürtig, ist hier nur mittelbar von Bedeutung. Stabius, der 1502 von Kaiser Max zum Dichter gekrönt und zu seinem Sekretär und Geschichtsschreiber ernannt wurde, hatte die Aufgabe, das Leben seines Herrn zu beschreiben. Er entwarf gemeinsam mit Dürer, der auch sein Wappen und zwei Himmelstafeln nach seinen Angaben in Holz schnitt, die berühmte Ehrenpforte des Kaisers. Sie enthält eine Lebensgeschichte Maximilians in Versen, die Stabius verfaßt hat. Er gilt als der bedeutendste literarische Berater des Kaisers und ist somit zweifellos an der Planung und Ausarbeitung der beiden seltsamen selbstbiographischen Werke des Kaisers, des „Weißkunig“ und „Theuerdank“, beteiligt gewesen.

Nachdem durch den Humanismus die Abfassung von Tagebüchern und Lebensgeschichten besonders gefördert worden war, ging in der Folge diese Gepflogenheit auch auf weitere Kreise über, namentlich auf den Adel. Berühmt sind die Annalen des Grafen Franz Christoph von Revenhüller, der seine Residenz in Kammer hatte, jedoch aus Kärnten stammt. Er schildert in großer Ausführlichkeit sein Leben von 1578 ab; seine Aufzeichnungen sind eine überaus wertvolle Quelle für die Geschichte und Kultur Oberösterreichs. Mit der erweiterten geographischen Weltkenntnis der Renaissance und der erwachten Reiselust entstanden die Reisetagebücher, zu denen auch Oberösterreich beigesteuert hat. Maximilian Lorenz Graf Starheimberg verfaßte 1675 ein Tagebuch seines Zuges als kaiserlicher General nach Neapel und Sizilien und Matthias Puel aus Steyr gab eine „Raß- und Meers-Beschreibung, darinnen die Raß- und Seefahrten von der Stadt Steyr auß durch Teutsch- und Ungarland in Italiam und andere Länder gründlich beschrieben“ 1666 in Nürnberg heraus. Puel machte Korsarenkämpfe mit und kam bis Jerusalem. In der Widmung seines Buches an den Bürgermeister von Steyr Maximilian Ludner hebt er die Vorteile des Reisens hervor und fügt hinzu: „dieses betrachtend, habe ich mich auch zeitlich von Haus in die Fremde, dessen mich teilhaftig zu machen, Gott und dem Glücke untergeben.“ Etwa zur selben Zeit führte der Linzer Bürger und Kaufmann Peiffer ein sorgfältig registrierendes Tagebuch, das die Jahre von 1653 bis etwa 1705 umfaßt.

Die vorläufige Haltung aller dieser Selbstzeugnisse hat ein seltsamer Mann der Barockzeit bis nahe an die künstlerische Gestaltung geführt, der Steyrer Matthias Abele (1617 — 77). Er war Doktor der Rechte, Hofgeschichtsschreiber Kaiser Leopolds I. und Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sein Hauptwerk „Vivat oder künstliche Unordnung“ (Nürnberg 1675) erreichte bis 1705 sieben Auflagen und wurde ins Französische, Englische und Holländische übersetzt. Es ist

ein Runterbunt von kurzen Erzählungen, Anekdoten und Liedern, von welchen letzteren einige in „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommen wurden. Die Anekdoten sind mit außerordentlicher Frische, vielfach auch mit Humor erzählt und beruhen größtenteils auf eigenen Erlebnissen des Verfassers besonders aus seiner Gerichtspraxis. In ihrer Gesamtheit ergeben sie das mosaikartige Gebilde einer eigenartigen Selbstdarstellung von persönlichem und sittengeschichtlichem Wert. Er selbst äußert sich über seine Schilderungen, daß sie „sich sowohl in- als außer Gerichts wahrhaftig begaben, doch bisher nicht das öffentliche Drucklicht gesehen, meistens aus eigener Erfahrung zusammengetragen, mit lustigen und kurzweiligen Anmerkungen, Schwänken und Schmäcken, jedoch zwischen Schimpf und Ernst, geziert und gespielt“ seien.

Im Grunde vorläufiger sind auch die über zwanzig Romane, die der in St. Georgen im Attergau geborene Johann Beer (1625 — 1700) verfaßt hat. Man hat ihn als den bedeutendsten Romanschreiber des siebzehnten Jahrhunderts nach Grimmelshausen bezeichnet. Wie die meisten Romane dieser Zeit sind auch die von Beer wegen überquellender Phantastik und Mangel an Gestaltungskraft nicht als reine Kunstwerke anzusehen. Was Beer jedoch, gleich Grimmelshausen, aus der Masse der übrigen emporhebt, ist der Kern an Selbsterlebtem, der köstlich unter der krausen Schale fühlbar wird. Immer wieder tauchen mitten in unwirklichsten Aufschneidereien Jugenderinnerungen auf, sei es nur ein traulicher Dorf- oder Bergname aus der Heimat, ein Hinweis, eine Redensart, oder ein Sprichwort aus dem Landl, das Beer nach seiner Studienzeit in Lambach nicht mehr wieder sah, denn er starb als fürstlich weißenfelsischer Musikdirektor in der Fremde. Die ausführlichste Schilderung seiner Jugend hat er in dem Roman „Kurzweilige Sommertage“ (1683) gegeben, in der die Frische und Anschaulichkeit seines Stils voll zur Geltung kommen.

Zu den bedeutendsten Dichtern, die Oberösterreich hervorgebracht hat, gehört der zu Schärding gebürtige Michael Denis (1729 — 1800), der mit Klopstock in enger Verbindung stand, von Goethe gelobt und von Hölty als das Vorbild gefeiert wurde, das „seinen schlummernden Genius“ geweckt. Denis war ein weltfremder Poet und Gelehrter, der nichts erlebte, aber mit höchster Anteilnahme den Zeitgeschehnissen in seinem Vaterland folgte; in zahlreichen Gelegenheitsdichtungen und ganzen Gedichtfolgen hat er sie besungen. Auf das engste war er auch mit seinen Kindheitserlebnissen innerlich verbunden; noch in einem seiner letzten Werke, den „Lesefrüchten“, beklagt er sich darüber, wie fest abergläubische Vorstellungen und Geschichten des Volkes in seiner lebhaften Phantasie haften. Dabei kam er schon mit zehn Jahren aus dem Vaterhause fort nach Passau, mit achtzehn nach Wien, später nach Graz, Klagenfurt, Judenburg, Preßburg und schließlich als Lehrer an das Theresianum in Wien; als Hofrat an der kaiserlichen Bibliothek ist er dort gestorben. Denis hätte das Haupt einer Schule werden können, seine vielfältigen Bindungen zur gesamtdeutschen Literatur sind erstaunlich. In glasklarem Latein hat er seine „Vita“ niedergeschrieben und mit olympischer Gelassen-

heit den Gang seines Schicksals rückschauend überblickt. Den Tod seines Schwarzblättchens im Käfig wie den Adlerflug Klopstocks hat er besungen, von seiner Liebe zu Blumen, von seinen Beobachtungen der Schmetterlinge, die er in wissenschaftlichen Abhandlungen veröffentlichte, berichtet er mit der gleichen Sorgfalt wie von den Aufgaben, die er für Maria Theresia und Fürst Kaunitz verrichtete. Denis war eine bedeutende Erscheinung in seiner Zeit, ein vielseitiger Gelehrter und von unendlichem Fleiß, immer wachem Geist und tiefer Menschlichkeit. Trotzdem war er nur selten ein Dichter. Bei seinen zahllosen Gedichten hat ihn nicht immer die Muse geküßt, doch einige sind vielleicht die besten, die in Osterreich im Zeitalter der Aufklärung geschrieben wurden.

Ein Kind der Aufklärung und im engeren Sinn Gefolgsmann Rousseaus ist der zu Grein gebürtige Amand Berghofer (1745 — 1825). Jede Zeile, die er schrieb, ist tiefstes Bekenntnis seines eigenen Erlebens, doch die eigentliche Schilderung seines Lebenslaufes, die er 1818 verfaßte, gab er unter einem Decknamen heraus und spricht darin von sich in der dritten Person. Sein Wesen ist gekennzeichnet durch unstillbare Unrast, die ihn von Land zu Land trieb, von ständigem Hader mit seinem Schicksal und durch flammende Empörung über die Laster der Menschen, die er so gern lieben möchte; einen menschenfreundlichen Menschenfeind hat ihn Wieland treffend genannt. „Hoffschu und ländliches Heimweh“ ist der Titel seiner Lebensgeschichte, die ein menschliches Dokument von hoher Eigenart geworden ist. Hier hat sich Schilderung zu Bekenntnis verdichtet, denn jede kleinste äußerliche Berichterstattung ist zugleich die Enthüllung einer tiefen seelischen Haltung. Blut der Empfindung ist an vollendete Klarheit des sprachlichen Ausdrucks geheftet. Die Schrullenhaftigkeit des Verfassers mitgerechnet liegt hier ein Lebensdokument vor, dessen sittliche Größe und klassische Form Achtung und — mehr als bisher — Beachtung verdienen, es gibt nicht viele seiner Art im österreichischen Schrifttum. Wieland, an den sich Berghofer in seiner Seelennot demütig gewandt hat, war nahe daran, ihn in sein Haus aufzunehmen; auf ihn geht es zurück, daß er den Ehrennamen eines österreichischen Rousseau erhielt.

Der flammende Aufruf des großen Genfers nach Rückkehr zur Natur steht mit einer eigentümlichen Gruppe von literarischen Erzeugnissen in Zusammenhang, den Robinsonaden. Diese sind in Oberösterreich mit zwei Beispielen vertreten, dem Buch „Schicksale und Abenteuer des Moritz von Greifenklau, eines Linzers“ (Wien 1799) und „Robinson, der Oberöreicher. Höchst merkwürdige Schicksale Johann Georg Behers, aus Urfahr nächst Linz gebürtig, ehemaligen k. k. Dragonerwachmeisters bei dem Regiment Prinz Eugen von Savoyen, dessen Gefangennehmung von den Türken, dann zehnjähriger Aufenthalt auf einer damals noch nicht bekannten Insel in Amerika und endliche Befreiung, von ihm selbst beschrieben.“ Im Gegensatz zu diesen von äußerem Geschehen erfüllten Schilderungen hat Johann Valentin Pa u r (1761 — 1835) eine innige, auf Beobachtung der Natur beschränkte Darstellung seines Lebens am Hallstätter See 1834 ver-

öffentlich. Paur ist eine stille, doch der Dichtung in ganz Europa mit Anteilnahme zugewandte Natur und verfügt selbst über einen gepflegten Stil. In ähnlicher Art hat sich Matthias Altmann (1794 — 1885) aus Edlach im Hausruckviertel, nachdem er als Krieger weit in Europa herumgekommen war und den Einmarsch in Paris mitgemacht hatte, der Stille des Landlebens zugewandt. Er wurde Kleinbauer auf dem heute noch bestehenden Altmannhof unweit Grieskirchen und hat das arbeitsreiche Leben auf dem Acker mit eingeflochtenen sonstigen Lebenserinnerungen in Hexametern um 1830 niedergeschrieben. Erzherzog Johann ließ das anmutige Werk 1845 als „Oberösterreichisches Georgicon“ veröffentlichen. Bedeutend als Persönlichkeit war der in Steyr gebürtige, später in Wien als Bücherzensor lebende Dichter Johann Mahrhofer (1787 — 1836). Wie bei Denis erwuchs sein Stil aus der meisterlichen Beherrschung des Latein, doch gelang es ihm nicht, in seiner Lyrik zu einer reinen Ausdruckskraft durchzustossen. Er war eine grüblerische und melancholische Natur, dessen künstlerisches Wollen das Können überstieg. Schwer litt er darunter wie unter der Ablehnung durch Grillparzer und dem Schweigen seines großen Vorbildes Goethe, dem er seinen Versband zugesandt hatte. Seine Freundschaft mit Theodor Körner und besonders mit Schubert, der vierzig seiner Gedichte vertonte, seine Beziehung zu W. F. von Mehern, dem Verfasser des ungewöhnlichen Romans „Opa Na Gore“ und vor allem zu dem Philosophen Ernst von Feuchtersleben lassen ihn selbst als bedeutenden Geist erscheinen. Feuchtersleben nennt Mahrhofer in seiner berühmten „Diätetik der Seele“ einen großen Herzenskenner, er hat nach dem Freitod des Dichters dessen noch unveröffentlichte Verse mit einer fast überschwenglichen Einleitung herausgegeben. Darin gibt er auch Auszüge aus dem Tagebuch Mahrhofers über sein Zusammenleben mit Schubert. In diesen Tagebuchblättern, die der Veröffentlichung in hohem Maße wert wären, zeigt sich Mahrhofer als tiefgeistigen Menschen von scharfer Beobachtung und Selbstkenntnis, der über einen prägnanten, klassischen Prosaстиl verfügt. Leider hat er in Prosa nur einige kleine historische Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht, obwohl er anscheinend ein selbständiges philosophisches Denken besaß und sich mit bedeutenden Problemen, wie etwa der Mythik des Hermes Trismegistos befaßt hat.

Eine Mahrhofer überaus verwandte Natur scheint der Linzer Anton von Spau (1790 — 1849) gewesen zu sein. Auch er ist im Grunde nur vor-künstlerisch veranlagt, übt auf bedeutende Geister durch seine Persönlichkeit starke Anziehung aus und ist vielseitig interessiert. Seine gegenüber Mahrhofer mehr dilettantische Grundhaltung gleicht er durch größere Kraft der Verwirklichung aus. Er bringt es zutwege, etwas wie einen literarischen Salon in Linz zu gründen, ist an der Errichtung des Landesmuseums maßgebend beteiligt und bringt einen patriotischen Verein zustande, der „Beiträge zur Bildung der Jünglinge“ herausgibt. Seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten hatten großen Erfolg auch bei den Maßgebenden des Faches wie die Schrift „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied“, die heute bedeutungslos ist; auch seine Sammlung „Österreichische

Volkswesen" (1845), zwei Menschenalter nach Herders Volkslieder Sammlung, erschienen, ist im Grunde enttäuschend, umsomehr als Franz Tschischka seine „Österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen" schon 1819 und erweitert 1844 herausgebracht hatte. Weit bedeutungsvoller ist Josef von Spaun (1788 — 1865) durch seine „Lebenserinnerungen", die bisher nur teilweise veröffentlicht wurden. Mit schlichter Sachlichkeit gibt er Bericht von seinem Leben, das schon in zartester Jugend durch die Freundschaft mit Schubert, im Konvikt der kaiserlichen Sängerknaben in Wien geschlossen, Bedeutung erlangte. Der Kreis großer Geister, der mit den Brüdern Spaun verbunden war, spielt herein: Grillparzer, Bauernfeld, Schwind, Schubert, Kupelwieser und viele andere. Die Lebenserinnerungen sind das getreue Abbild eines gediegenen, künstlerisch allseitig interessierten altösterreichischen Beamten. Stifter, der seinem Freunde Anton Spaun den Nachruf hielt, hat ihn mit Herder verglichen; auch darin zeigt sich ein innerer Zusammenhang mit Wahrhofer, der dem vielleicht bedeutendsten Nichtdichter der deutschen Literatur gleichfalls nahestand. Adalbert Stifter selbst stand unter dem Einfluß Herders, er hat so viel persönliches Erleben in seine Werke einströmen lassen, daß es zu einer Darstellung seines Lebens selbst nicht kam. Erstaunlich genug, daß er kein Tagebuch geführt hat, da ihn doch genaue Registrierungen seiner Tagesleistungen in der Malerei als geradezu pedantisch erscheinen lassen. Nur zwei seiner Beiträge zu dem Werk „Wien und die Wiener" (1844) können als kleine Selbstdarstellungen betrachtet werden, die anmutige Erinnerung an seine fröhliche Wiener Studentenzeit „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten" und die für den schlichten Böhmerwaldsohn eindrucksvollen „Wiener Salonszenen", in denen er seine Beobachtungen in den höchsten Adelskreisen niedergelegt hat. In seinen späteren Lebensjahren trug sich Stifter mit dem Gedanken, seine Lebensbeschreibung zu verfassen, begann auch damit, kam aber über den Anfang nicht hinaus. Die wenigen Blätter, die sich in seinem Nachlaß fanden, lassen den Plan für das Ganze als einzigartig erscheinen, da es sich nahezu ausschließlich auf subtile Beobachtung der leisesten Seelenregungen von der frühesten Kindheit an eingestellt hätte.

Als künstlerische Kraft gewaltiger als Stifter ist Franz Stelzhamer (1802 — 1874). Beide haben als Maler begonnen, während aber Stifter zeit lebens Schilderer seiner tiefen Gesichte der Natur geblieben ist, hat sich Stelzhamer immer eins mit ihr gefühlt und aus seinem eigenen Temperament heraus gestaltet. Natur, Volk, Heimat, Welt sind für ihn nicht Gegenstände der Betrachtung, sondern er selbst und sein Teil. Wenn er von sich singt, ist alles um ihn herum darin mitenthalten und mit der ganzen Welt meint er sich selbst. So ist alles, was er schrieb, Selbstbiographie im höchsten Sinn. Dennoch hat er in seiner letzten Einteilung der Gesamtausgabe seiner Werke einen Band mit „Selbstiges" betitelt; aus dem Nachlaß kam dann seine Bilderfolge von Piesenham heraus, die sein tiefstes Selbst enthält. Wie er niemals recht zur Schriftsprache fand, weil ihm dies schon ein Schritt aus der ihm eigentümlichen Natur gewesen wäre, er

mußte singen, nicht schreiben, ebenso hätte ihm Beobachtung auch einen solchen Schritt bedeutet, da für ihn die Welt lautere Empfindung war. Wo aber konnte dies stärker der Fall sein, als in der Welt seiner Kindheit! Überall fühlt er sich wohl, saugt die Welt in sich ein wie die Atemluft, in Wien, Linz, Graz, Salzburg, München und kehrt auch immer wieder an diese Orte zurück; doch nicht umsonst sagt er zu seinem Zuhörer, nachdem er ihn nach Piesenham geführt: „Nun, da mag ich dir wohl erlauben, daß du dem ausgefallenen Ruchlein gleich erstaunt aufschreist und ein paar zappelige Freudenstrünge machest.“ Ihm selber geschah es so und sein ganzes Werk ist ein einziger Freudenschrei über die ihm vom ersten Anblick an so nah vertraute Welt.

Ein nur wenig jüngerer Zeitgenosse Stelzhamers und gleichfalls ein Bauernsohn, der es zeit lebens blieb, ist der Philosoph von Goisern Konrad Deubler (1814 — 84). Er hat nichts anderes niedergeschrieben als ein Selbstzeugnis, Briefe und Tagebuchblätter mit Aufzeichnungen über seine Jugend und sein tragisches Schicksal mit zweijähriger Kerkerhaft sowie Betrachtungen über das Wesen der Welt und des Lebens. Es ist ein Nichts im Vergleich zu den Leistungen der großen Geister, die Deubler ihrer Freundschaft würdigten. Wie für Stelzhamer war auch für Deubler die Schriftsprache ein fremdes Medium. Was er niederschrieb, entbehrte jeder Regel der Rechtschreibung und des Satzbaues. Ihm war die Welt nicht Gegenstand der Empfindung wie für Stelzhamer, sondern des Denkens. Auch für ihn war sie ein einziger Quell der Freude und Schönheit, aber sie mußte gleichsam denkend geordnet und dadurch erst in Besitz gebracht werden. So mangelhaft Deubler schrieb, so klar sind die Gedanken, die er in Schriftworte umsetzte, nicht dumpf und grüblerisch, sondern von klarem, stetigem Fluß und von der Lauterkeit eines Bergwassers.

War Deubler zuletzt Gastwirt gewesen, so stammte der Dichter Franz Keim (1840 — 1918) aus einer Gastwirtschaft, die seine Eltern in Stadl-Paura bei Lambach betrieben. Beiden Männern mag das eigentümliche Wesen eines Wirtsbetriebes zum Teil lebensbestimmend gewesen sein. Am Ende eines reichen Lebens schrieb Keim seine Selbstdarstellung „Aus dem Bilderbuch meines Lebens“ in Wien 1911 nieder. Er war eine formgewandte, kraftvolle, doch nicht tiefgehende Begabung, seine Lebensgeschichte ist mit männlicher Sachlichkeit vorgetragen, das Selbstbildnis eines naturtreuen Zeichners. Den Angelpunkt seines Lebens und dessen Geschichte bildet Keims dreifache Annäherung an Hebbel, zuerst durch die Entdeckung seiner mächtigen Dramen, dann durch die erste Begegnung in der Rabensteinmühle, bei der Hebbel mit einem Schwarm von Größen des Burgtheaters, darunter Gabilon, Meixner und Baumeister, auf einem Leiterwagen vorfuhr, zuletzt als schüchternen Besucher bei dem schon zu Tode Erkrankten in seinem Landhaus bei Gmunden. Dem zwischen zwei Wellenbergen der Kunst Lebenden hatte ein seltsames Schicksal bestimmt, seinerseits als Professor der Geschichte am St. Pöltener Gymnasium der Lehrer eines bedeutenden Dichters zu sein, sein Schüler war Rilke.

Wie Keim war auch der wenig jüngere Freistädter Edward Samhaber (1846 — 1927) Mittelschullehrer, ein tief poetisches Gemüt voll inniger Hingabe an die Heimat. Liebevoll hat er sich in die Vergangenheit des heimischen Schrifttums versenkt, um es dichterisch neu zu beleben, Landschaft und Menschen schmeichelnd in Versen einzufangen. So ist auch seine gefühlvolle Selbstdarstellung „Mosaiken“ (1909) eine leichtbeschwingt zwischen Lyrik und Prosa hin- und widerschwelende Verklärung von Welt und Zeit. Ebenso sind die Lebensbücher des Komponisten Wilhelm Kienzl (1857 — 1941) aus Walzenkirchen, „Meine Lebenswanderung“ (1926), und des großen Chirurgen Anton von Eiselesberg (1860 — 1939) aus Steinhaus bei Wels, „Lebenswege eines Chirurgen“ (Innsbruck 1939), in ihren Kapiteln aus der Kindheit von Liebe zur Väterheimat beschwingt, während sie sonst nur sachlich berichten.

Mit Hermann Bahr möge diese flüchtige Betrachtung der immerhin nicht wenigen Selbstdarstellungen von Oberösterreichern ihren Abschluß finden. Sie hat alle Arten dieser Schrifttumsform in Oberösterreich vorgewiesen: Vom „Journal“ im Sinn der kaufmännischen Buchführung mit persönlichen Einstreunungen wie bei Tichtel, von der Chronik, von dem auf Nachricht und Neuigkeit abzielenden Reisebericht über die höheren Formen der Darstellung vom eigenen Innenleben und seinen geistigen Beziehungen zur Außenwelt bis nahe zur höchsten Form des „Bekanntnisses“. Dieses reicht bereits in eine „nachkünstlerische“ Region jener Geisteswerke, denen an sich geschichtsbildende Kraft innewohnt.

Hermann Bahr (1863 — 1934) aus Linz stellt einen Sonderfall dar: fast scheint es, als hätte er so absonderlich gelebt, um nachher Stoff zum Schreiben zu haben. Er lebte für sein „Tagebuch“, das unverzüglich gedruckt wurde und seine sämtlichen Werke scheinen nur eine Vorarbeit für das aus tausend Selbstbespiegelungen gewonnene „Selbstbildnis“ (Berlin 1923) zu sein. Auch das wußte Bahr schon selber, denn eben dieses Selbstbildnis leitet er mit den Worten ein: „Der gute Vinzenz Chiavacci schuf den Herrn von Adabei. Ein solcher intellektueller Herr von Adabei bin ich gewesen: da liegen die Tugenden meines Geistes und da meine Fehler, auch die leise Komik, die, bis ins Tragische hinein, ihn begleitet. Aber ich war nicht bloß immer gleich dabei, ich war doch meistens ja schon voran. Ich habe fast jede geistige Mode dieser Zeit mitgemacht, aber vorher, nämlich als sie noch nicht Mode war.“ Der barocke Romanschreiber Johann Beer aus dem Attergau hat sich auch Bahr geschrieben, ebenso wie die Vorfahren Bahrs, sie haben auch sonst große Ähnlichkeit bis zur echt barocken Länge der Sätze (bei Bahr etwa einer von 43 Druckzeilen auf Seite 576 des „Selbstbildnisses“). Etwas weitläufig würde sich damit der Kreis vom siebzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert schließen.

